

Der Volksfreund

Wochenschrift für die Deutschen Polens in Stadt und Land.

Nr. 32.

Sonntag, den 7. August 1921.

3. Jahrgang

Zu beziehen durch den Herausgeber
Gustav Ewald, Lodz, Rozwadowska-Straße 17,
dortfür sind auch alle Geldsendungen zu richten.

Verantwortlicher Schriftleiter
Ludwig Wolff, Lodz, Gdanika 112.
Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Bezugspreis mit Postzustellung 20 Mk. monatlich, für
Deutschland RM. 3.—. Anzeigenpreis: für die dreizeh-
nspaltige Kleinzeile Mk. 12.—, für Deutschland RM. 4.—.

General-Vertretung für Deutschland: Richard Albert Göpfert, Königsberg Pr., Krönchenstraße 12.

Die Weltbeglückung.

Daß in der Welt die Sünde, die Bosheit herrscht, daß infolgedessen Not, Tod, Krankheit, Elend, Haß und Streit, mit andern Worten Unglück in der Welt das Regiment führt, das ist eine uns von Jugend auf bekannte Wahrheit. Doch andererseits ist ebenso wahr, daß der Mensch sich nach Liebe und Glück sehnt, daß er sowohl den Streit im eigenen Leben, als den Kampf der sozialen Gruppen und das Waffengeklirr ganzer Völker verabscheut. Die Sehnsucht nach einem „goldenen“ Zeitalter, nach einem „ewigen Frieden“ durchzieht die Geschichte aller Völker. Dieser Gedanke hat auch einen biblischen Hintergrund: Schön spricht Jesaja 2. 4. 11. 19. 65, Micha 4 über das herrliche Friedensreich. Die Völker werden die Schwerter zu Pflugscharen und die Spieße zu Sicheln machen; kein Volk wird gegen das andre ein Schwert aufheben, und werden hinfort nicht mehr kriegen lernen; man wird nirgend Schaden tun, noch verderben — denn das Land ist voll Erkenntnis des Herrn, wie Wasser das Meer bedeckt. Die Ägypter werden nach Ägypten und die Assyrier nach Assyrien kommen. . . und Israel mit den Ägyptern und Assyriern wird ein Segen sein auf Erden! Und in R. T. klingt diese Sehnsucht in der Gewißheit von dem Neuen Himmel und der Neuen Erde aus, „in welcher Gerechtigkeit wohnet, da eine Hütte Gottes sein wird inmitten der Menschen, da Gott abwischen wird alle Tränen von ihren Augen da der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid noch Geschrei noch Schmerzen, denn das erste ist vergangen“ (Offenb. 21 u. a.)

Man zeigt uns die Geschichte der Völker wie hier auf Erden dieser Gedanke verwirklicht, diese Sehnsucht gestillt werden sollte. Der Weg, den die Menschheitsgeschichte betreten, ist ein anderer, als ihn die Bibel vorführt. Es standen einige Menschen, Menschengruppen und Völkerguppen auf, um durch eigene Weisheit und aus eigener Kraft diese Weltbeglückung zu verwirklichen. Wir lassen das Atertum sein und nehmen einzelne Beispiele aus der Gegenwart heraus: Es dürfte bekannt sein, daß im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Kaiser von Rußland und Deutschland und der König von Preußen diesen „ewigen Frieden“ zu Stande bringen wollten. „Kein Krieg mehr,“ so wurde feierlichst in die Hand gelobt. Im Wiener Kongreß 1815 sollten die Richtlinien für diesen Paradieszustand gegeben werden. Wir wissen daß gerade auf diesem Kongreß viele Fragen so gelöst wurden, daß dadurch ein steter Krieg heraufbeschworen wurde, und daß viele Fragen überhaupt nicht gelöst wurden, so daß eine allgemeine Unzufriedenheit die Folge

war. Bekanntlich hat das vorige Jahrhundert viele blutige Kriege erlebt, deren Ursprung im Wiener Kongreß zu finden ist. „Ein ewiger Friede, kein Krieg mehr,“ so lautete die Botschaft des „Friedensapostels“ Wilson mit dessen bekannten 14 Punkten und dem Völkerbunde. Was aus diesen 14 Punkten geworden, wie der Rechts- und Gerechtigkeitsfriede ausgefallen, wie der Völkerbund arbeitet und welchen Segen derselbe gebracht, ja wie Europa bis heute ja wie besonders der „Friede“ aussieht — das sind Dinge, die jeder von uns erlebt, ja noch immer vor Augen hat, — ich brauche darüber kein Wort zu verlieren. „Ein Paradies auf Erden, Gleichheit Brüderlichkeit, Freiheit, keine Unterdrückung, keine Knechtschaft, keine Armut und kein Reichum, kein Hunger, kein Rauben, Morden, Brennen, Sengen . . . nur Friede, nur Freude, nur Glück“ . . . so lautete das Weltbeglückungsprogramm des Sozialismus, des Kommunismus und Bolschewismus. Nun herrlich weit haben wir es gebracht. Wie weit — kann jeder sich selbst in seiner Stadt, in seinem Dorf, in seiner Haut überzeugen; und wer noch immer nicht weiß, wie groß das Paradies auf Erden ist, der lese aufmerksam den „Brief aus der Hölle“, der in dieser Nummer zum Abdruck kommt. Ich denke, wir alle werden für ewige Zeiten kurieren sein. Auch wenn uns hier und da geheimnisvolle Gestalten geheimnisvoll ins Ohr flüstern: „Was wollen Sie, es ist doch eine Uebergangszeit! Jetzt kann es nicht anders sein! Doch lassen Sie erst die Diktatur des Proletariats eintreten, dann werden Sie sehen, wie groß, wie herrlich, wie friedlich und schön alles sein wird.“ — wir wissen es heute, daß der Sozialismus die Welt nicht beglücken kann! Weltbeglückung, so lange die Sünde, die Bosheit herrscht, ist dieselbe ein leeres Wort. Von innen heraus muß eine Umwandlung des Menschen, dadurch eine Erneuerung der Menschheit, dadurch der Neue Himmel und die Neue Erde geschaffen werden. Arbeitest Du an Deiner eigenen Vervollkommnung, besonders auf sittlichem Gebiete, so arbeitest Du auch an der Weltbeglückung, aber nur dann! G.

Ein Brief aus der Hölle.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die „Lodzer Freie Presse“ ein aus der deutschen Wolgatonie Urbach an ihren Mitarbeiter, Herrn Dr. Behrens, gerichtetes Schreiben, dem wir folgendes entnehmen: „. . . Das schrecklichste ist es, daß alle die Zehntausenden durch Urbach, Pobrowskaja und Katharinenstadt mit Rind und Regel gen Osten täglich wandernden Bauern, so viele Tote auf

allen Straßen liegen lassen, und niemand außer den Raben und Elstern für das Aufräumen der die Luft verpestenden Leichen sorgt. Denn Hunde und Katzen sind ja längst von uns verzehrt. . . Die reichen Grufmers sind weg, man hört, daß es ihnen gelungen ist die Rätze und die Aba an Perser in Saratow zu verkaufen. Aber, wenn den Kindern auch das Leben dadurch gerettet werden sollte, so glaube ich nicht, daß der liebe Herrgott ihnen seinen Segen dafür nicht entziehen wird: vom Gelbe, daß die Alten für ihr eigen Blut bekommen, können sie ja so wie so lange nicht leben. Mein Gott! ein Pfund Mehl kostet ja hier 45 000 Rubel, und in Saratow fast das Doppelte. Die Perser zahlen jetzt auch viel mehr für Jungen als für Mädchen, sogar die ganz hellblonden, die sie nach Aschabad herunter senden. Jeden Tag gehen ganze Transporte von unseren Deutschen von der Nabiterefnaja ab, und die Komissar-Grusenberg, Krutjanz und der Hasiel Swatik von der „Tscheka“ machen dabei auch ihr Geschäft. Gott, Du Allmächtiger, was soll aus uns werden? Halb Deutsch-Urbach ist schon entleert — geflohen, vondenhungrigen Banden ermordet, oder an der Cholera gestorben. Was noch übrig ist, denkt nur an sich selber: wer was vergraben hat, der ist, wer nichts hat, kann am helllichten Tage vor der Kirche Hungers krepieren, wie der Künstler Volk in Neu-Auspach oder die Pastorsfamilie Sommer in Kamyschin! . . .

Wir sehen gar keine Rettung für uns: wenn diese verfluchte Hitze nur noch 2 Wochen andauert, so sind die letzten Hoffnungen dahin. Dann stehen hier alle nach Astrachan mit Bötten — wenn uns nur der Jeroslawskuß bis dahin nicht ganz versiegt. Denn zu Lande kommt man nicht weit und wird an der ersten Haltestelle ermordet, wie die Gellerische Familie und der Andersen mit seinen drei Söhnen. Es ist schrecklich! . . .

Wir zittern fündlich um unser Leben. Die Banden der Wyjomschtschiki (Plünderkommando) können auch zu uns kommen, um durch glühende Kohlen und Einkeilen von Spähnen unter die Fingernägel unseren Kindern das Geheimnis unserer letzten Vorräte zu entreißen. Und dann sterben wir ja so wie so. Nur dadurch haben wir uns neulich vor so einer verruchten Bande gerettet, daß wir sofort jeden mit Schwefelsäure begießen, der den Kopf über die Mauer herübersteckt; Schußwaffen fürchtet niemand, nur die Quallen und das Gezeter der so geblendeten Schrecken noch die Angreifer. Was aber aus uns allen werden soll, wenn die Vorräte von Säure ausgegangen sein werden, wissen wir nicht. — —

Wie hätte ich geglaubt, daß ich mit eigenen Augen wirklich getaufte Christen sehen werde, die wiederholt ihre Nächsten verzehrt haben, und dieses so ganz seelenruhig, gelassen, apathisch eingesehen: „Ja essen muß man, um noch zu leben“.

Diese Masse von Menschenknochen und verwesenden Leichen überall an den Landstraßen!

Die Leute bei uns in Urbach sehen alle wie Skelette aus: grün, aschfahl, mit bleichen Blicken

Alles ist auf unseren Feldern ausgebraunt. Alle Bäume tragen ganz gelbe kleine Blätter, die Rinde ist abgeschabt: die „Pereffelenzy“ essen sie zusammen mit Grassängeln. Dieses können wir ja nicht verwehren, da keiner von uns sich am Tage hinter die hohe Mauer unseres Gehöftes wagt: wir sind noch immer zu „fett“ um lebendig uns unter den herumlagernden Massen der Flüchtlinge zeigen zu können.

So leben unsere deutschen Brüder im Schlaffenlande der „Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte“.

Kleider machen Leute.

Von Gottfried Keller.

Au einem unfreundlichen Novembertage wanderte ein armes Schneiderlein auf der Landstraße nach Goldach, einer kleinen reichen Stadt, die nur wenige Stunden von Seldwyla entfernt ist. Der Schneider trug in seiner Tasche nichts, als einen Fingerhut, welchen er, in Ermangelung irgendeiner Münze, unablässig zwischen den Fingern drehte, wenn er der Kälte wegen die Hände in die Hosentasche steckte, und die Finger schmerzten ihm ordentlich von diesem Drehen und Reiben, denn er hatte wegen des Bankrotts irgendeines Seldwylers Schneidermeisters seinen Arbeitslohn mit der Arbeit zugleich verlieren und auswandern müssen. Er hatte noch nichts gefrühstückt, als einige Schneeflocken, die ihm in den Mund geflogen, und er sah noch weniger ab, wo das geringste Mittagsbrot herzuwachsen sollte. Das Betteln fiel ihm äußerst schwer, ja schien ihm gänzlich unmöglich, weil er über seinem schwarzen Sonntagskleide, welches sein einziges war, einen weiten dunkelgrauen Radmantel trug, mit schwarzem Samt ausgefächelt, der seinem Träger ein edles und vornehmeres Aussehen verlieh, zumal dessen lange schwarze Haare und Schnurrbartchen sorgfältig gepflegt waren und er sich blässer aber regelmäßiger Gesichtszüge erfreute.

Näherte er sich einem Hause, so betrachteten ihn die Leute mit Verwunderung und Neugierde und erwarteten eher alles andere, als daß er betteln würde; so erstarrten ihm, da er überdies nicht berechtigt war, die Worte im Munde, also daß er der Märtyrer seines Mantels war und Hunger litt, so schwarz wie des letzteren Sammetfutter.

Als er bekümmert und geschwächt eine Anhöhe hinaufging, stieß er auf einen neuen und bequemen Reisewagen, welchen ein herrschaftlicher Kutscher in Basel abgeholt hatte und seinem Herrn überbrachte, einem fremden Grafen, der irgendwo in der Dürschwitz auf einem gemieteten oder angekauften alten Schlosse saß. Der Wagen war mit allerlei Borrichtungen zur Aufnahme des Gepäcks versehen und schien deswegen schwer bepackt zu sein, obgleich alles leer war. Der Kutscher ging wegen des steilen Weges neben den Pferden, und als er oben angekommen den Bock wieder bestieg, fragte er den Schneider, ob er sich nicht in den leeren Wagen setzen wolle, denn es fing eben an zu regnen und er hatte mit einem Blicke gesehen, daß der Fußgänger sich matt und kümmerlich durch die Welt schlug.

Derselbe nahm das Anerbieten dankbar und bescheiden an, worauf der Wagen rasch mit ihm von dannen rollte und in einer kleinen Stunde stattlich und donnernd durch den Torbogen von Goldach fuhr. Vor dem ersten Gasthofs, hielt das vornehme Fuhrwerk plötzlich, alsogleich zog der Hausknecht so heftig an der Glode, daß der Draht beinahe entzweig. Da stürzten Wirt und Leute herunter und rissen den Schlag auf; Kinder und Nachbarn umringten schon den prächtigen Wagen, neugierig, wem ein Kern sich aus so unerhörter Schale enthüllen werde, und als der verdugte Schneider endlich hervorprang in seinem Mantel, blaß und schön und schwermütig zur Erde blickend, schienen er ihnen wenigstens ein geheimnisvoller Prinz oder Grafensohn zu sein. Der Raum zwischen dem Reisewagen und der Pforte des Gasthauses war schmal und im übrigen der Weg durch die Zuschauer ziemlich gesperrt. Nochte es nun der Mangel an Geistesgegenwart oder an Mut sein, den Haufen zu durchbrechen und einfach seines Weges zu gehen, — er tat dieses nicht, sondern ließ sich willenlos in das Haus und die Treppe hinangeleiten und bemerkte seine neue seltsame Lage erst recht, als er sich in einen wohllichen Speisesaal versetzt sah und ihm sein ehrwürdiger Mantel dienstfertig abgenommen wurde.

„Der Herr wünscht zu speisen?“ hieß es, „gleich wird serviert werden, es ist eben gekocht!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, lief der Wagnirt in der Küche und rief: „Nun haben wir nichts als Rindfleisch und die Hammelskeule! Die Rebhuhnpastete darf ich nicht anschneiden, da sie für die Abendherren bestimmt und versprochen ist. So geht es! Den einzigen Tag, wo wir keinen Gast erwarten und nichts da ist, muß ein solcher Herr kommen! Und der Kutscher hat ein Wappen auf den Knöpfen und der Wagen ist wie der eines Herzogs! Und der junge Mann mag kaum den Mund öffnen vor Vornehmheit!“

Doch die ruhige Köchin sagte: „Nun, was ist denn da zu lamentieren, Herr? Die Pastete tragen Sie nur kühl auf, die wird er doch nicht aufessen! Die Abendherren bekommen sie dann portionenweise, sechs Portionen wollen wir schon noch herausbringen!“

„Sechs Portionen? Ihr vergeht wohl, daß die Herren sich satt zu essen gewohnt sind!“ meinte der Wirt, allein die Köchin fuhr unerschütterlich fort: „Das soll er auch! Man läßt noch schnell ein halbes Duzend Kotelettes holen, die brauchen wir sowieso für den Fremden, und was er übrig läßt, schneide ich in kleine Stückchen und minge sie unter die Pastete, da lassen Sie nur mich machen!“

Doch der wackere Wirt sagte ernsthaft: „Köchin, ich habe Euch schon einmal gesagt, daß dergleichen in dieser Stadt und in diesem Hause nicht angeht! Wir leben hier solid und ehrenfest und vermögen es!“

„Ei der Taufend, ja, ja!“ rief die Köchin endlich etwas aufgeregt, „wenn man sich dann nicht zu helfen weiß, so opfere man die Sache! Hier sind zwei Schnepfen, die ich den Augenblick vom Jäger gekauft habe, die kann man am Ende der Pastete zusetzen! Eine mit Schnepfen gefüllte Rebhuhnpastete werden die Ledermäuler nicht beanstanden! Sodann sind auch die Forellen da, die größte habe ich in das siedende Wasser geworden, wie der merkwürdige Wagen kam, und da kocht auch schon die Brüh im Pfännchen, so haben wir also einen Fisch, das Rindfleisch, das Gemüse mit den Kotelettes, den Hammelsbraten und die Pastete; geben Sie nur den Schlüssel, daß man das Eingemachte und den Dessert herausnehmen kann! Und den Schlüssel könnten Sie, Herr, mir mit Ehren und Zutrauen übergeben, damit man Ihnen nicht allerorten nachspringen muß und oft in die größte Verlegenheit gerät!“

„Liebe Köchin! Das braucht Ihr nicht übel zu nehmen, ich habe meiner seligen Frau am Todtette versprochen müssen, die Schlüssel immer in Händen zu behalten; sonach geschieht es grundsätzlich und nicht aus Mißtrauen. Hier sind die Gurken und hier die Kürbisse, hier die Birnen und hier die Aprikosen; aber das alte Konfekt darf man nicht mehr aufstellen; geschwind soll die Lise zum Zuderbeck laufen und frisches Backwerk holen, drei Teller, und wenn er eine gute Torte hat, soll er sie auch gleich mitgeben!“

„Aber Herr! Sie können ja dem einzigen Gast das nicht alles aufrechnen, das schlägt's beim besten Willen nicht heraus!“

„Tut nichts, es ist um die Ehre! Das bringt mich nicht um; dafür soll ein großer Herr, wenn er durch unsere Stadt reist, sagen können, er habe ein ordentliches Essen gefunden, obgleich er ganz unerwartet und im Winter gekommen sei! Es soll nicht heißen wie von den Wirten zu Seldwyla, die alles Gute selber fressen und den Fremden die Knochen vorsetzen! Also frisch, munter, spaltet Euch allerseits!“

Während dieser umständlichen Zubereitungen befand sich der Schneider in der peinlichsten Angst, da der Tisch mit glänzendem Zeuge gedeckt wurde, und so heiß sich der ausgehungerte Mann vor kurzem noch nach einiger Nahrung geseht hatte, so ängstlich wünschte er jetzt, der drohenden Mahlzeit zu entfliehen. Endlich faßte er sich einen Mut, nahm seinen Mantel um, setzte die Mütze auf und begab sich hinaus, um den Ausweg zu gewinnen. Da er aber in seiner Verwirrung und in dem weitläufigen Hause die Treppe nicht gleich fand, so glaubte der Kellner, den der Teufel beständig umhertrieb, jener suche eine gewisse Bequemlichkeit, rief: „Erlauben Sie gefälligst, mein Herr, ich werde Ihnen den Weg weisen!“ und führte ihn durch einen langen Gang, der nirgend anders endigte, als vor einer schön lackierten Türe, auf welcher eine zierliche Inschrift angebracht war.

Also ging der Mantelträger ohne Widerspruch, sanft wie ein Lämmlein, dort hinein und schloß ordentlich hinter sich zu. Dort lehnte er sich bitterlich seufzend an die Wand und wünschte der goldenen Freiheit der Landstraße wieder teilhaftig zu sein, welche ihm jetzt, so schlecht das Wetter war, als das höchste Glück erschien.

Doch verwickelte er sich jetzt in die erste selbsttätige Lüge, weil er in dem verschlossenen Raum ein wenig verweilte, und er betrat hiermit den abschließigen Weg des Bösen.

Unterdessen schrie der Wirt, der ihn gesehen hatte im Mantel dahingehen: „Der Herr friert! Setzt mehr ein im Saal! Wo ist die Lise, wo ist die Anne? Rasch einen Korb Holz in den Ofen und einige Hände voll Späne, daß es brennt! Zum Teufel, sollen die Leute im Mantel zu Tisch sitzen?“

Und als der Schneider wieder aus dem langen Gange hervorgewandelt kam, verträumt wie der umgehende Ahnherr eines Stammeschlosses, begleitete er ihn mit hundert Komplimenten und Handreichungen wiederum in den verwünschten Saal hinein. Dort wurde er ohne ferneres Verweilen an den Tisch gebeten, der Stuhl zurechtgerückt, und da der Duft der kräftigen Suppe, dergleichen er lange nicht gerochen, ihn vollends seines Willens beraubte, so ließ er sich in Gottes Namen nieder und tauchte sofort den schweren Löffel in die braungoldene Brüh. In tiefem Schweigen erfrischte er seine matten Lebensgeister und wurde mit achtungsvoller Stille und Ruhe bedient.

Als er den Teller geleert hatte und der Wirt sah, daß es ihm so wohl schmeckte, munterte er ihn höflich auf, noch einen Löffel voll zu nehmen, das sei gut bei dem rauhen Wetter. Nun wurde die Forelle aufgetragen, mit Grünem bekränzt, und der Wirt legte ein schönes Stück vor.

Doch der Schneider, von Sorgen gequält, wagte n seiner Blödigkeit nicht, das blanke Messer zu brauchen, sondern hantierte schüchtern und zimperlich mit der silbernen Gabel daran herum. Das bemerkte die Köchin, welche zur Tür hereinguckte, den großen Herren zu sehen, und sie sagte zu den Umstehenden: „Gelobt sei Jesus Christ! Der weiß noch einen feinen Fisch zu essen, wie es sich gehört, der lägt nicht mit dem Messer in den jarten Wesen herum, wie wenn er ein Kalb schlachten wollte. Das ist ein Herr von großem Hause, darauf wollt' ich schwören, wenn es nicht verboten wäre! Und wie schön und traurig er ist! Gewiß ist er in ein armes Fräulein verliebt, das man ihm nicht lassen will! Ja ja, die vornehmen Leute haben auch ihre Leiden!“

Fortf. folgt.

Aus Welt und Heimat.

Das deutsche Schulwesen in Siebenbürgen und in Kongreßpolen. Mehrmals schon haben wir auf den Spalten des „Volksfreundes“ über das rege völkische Leben bei den Deutschen in Siebenbürgen berichtet. Seit etwa 800 Jahren wohnen sie mitten unter Rumänen und Magyaren (Ungarnern) im fernen Südosten von Europa, trotzdem haben sie die eigene Sprache und Sitte unverfälscht erhalten, ja sogar eine eigene bodenständige Kultur geschaffen. Nur etwa 230 000 Seelen stark, und doch verdankt die Welt ihnen eine größere Anzahl großer Geister als manchen anderen nach Millionen zählenden Völkern. Namhafte Dichter und Gelehrte, Prediger, Maler, Musiker und Baumeister von Weltruf sind dort beheimatet. An ein reges Wirtschaften am Fortschritt der Welt erinnern schon die vielen wissenschaftlichen Vereine, die Museen und die hochentwickelte Presse des Landes. Aber besonders lehrreich ist für uns das dortige Bildungswesen. Das Häuflein Deutsche besitzt neben 247 Volksschulen, 7 Unter gymnasien, 5 Ober gymnasien, 2 Unter- und eine Oberrealschule, 7 Bürgerschulen, einige höhere Töchter Schulen, 1 theologisch-pädagogisches Seminar, ein Lehrerinnen seminar, eine Schule für Kindergärtnerinnen, 3 Ackerbauschulen und mehrere Gewerbe- und Handelslehrlingschulen. Wir Deutschen in Kongreß-Polen, obwohl mehr als doppelt so stark an Zahl, können uns bei weitem nicht mit ihnen messen. Wohl besaßen wir im Jahre 1866 auch 604 Volksschulen (380 Kantoratschulen und 224 staatliche Elementarschulen), aber langsam begann diese Zahl zu schmelzen. Viele Kantoratschulen blieben unbefestigt, andre wurden den Volksgenossen von der damaligen Regierung fortgenommen. Zur Zeit der deutschen Okkupation ging es wieder aufwärts. Es fehlte nicht viel, so wäre die oben erwähnte Zahl von Volksschulen wieder erreicht worden. Aber der voreilige Sturz des Landes schulerbundes, den etliche unbesonnene ehrgeizige Lehrer unternahmen, um durch solche „patriotische“ Handlung zu hohen Ehren zu gelangen, vernichtete das hoffnungsvoll keimende Leben. Wieviel Volksschulen mit deutscher Unterrichtssprache es heute noch in Kongreßpolen gibt, unterzieht sich unserer Berechnung. Die Schulinspektoren bzw. Schulräte schalten und walten in ihren Bezirken ganz selbstherrlich, indem sie ganz nach Belieben deutsche Schulen schließen oder in polnische umwandeln. Daß ihnen dabei manche Lehrer und Pastoren behilflich sind, zeigt von unserer Charakterschwäche. Bei anderen Völkern wäre es einfach unmöglich, daß solche Personen ruhig weiter amtieren könnten. Es gibt heute bei uns Kreise mit starker deutscher Bevölkerung, wo keine einzige der ehemals deutschen Schulen mehr die deutsche Unterrichtssprache besitzt. Deutsch wird gar nicht oder doch nur in etlichen wenigen Wochenstunden unterrichtet, oft als Privatunterricht nach den amtlichen Schulstunden. Es wäre Zeit,

wenn unsere Gesellschaft sich besäme und die Verwaltung und Leitung des deutschen Schulwesens in ihre Hand nähme, denn dazu hat sie auf Grund unserer Konstitution das volle Recht. — Wir wollen hoffen, daß bald ein eigener Staatssekretär für deutsches Schulwesen, dem die ganze Sache unterstellt wäre, ins Leben gerufen wird. — An Mittelschulen besitzen wir gegenwärtig ein volles Gymnasium und drei Progymnasien, ein Lehrerseminar und 3 Mädchengymnasien. Vollständig fehlen deutsche Handels- und Kaufmannsschulen, landwirtschaftliche und alle Arten von Fortbildungsschulen. Wie so ganz anders liegen doch die Verhältnisse in Siebenbürgen. Freilich strengen sich die Siebenbürger Sachsen auch ganz anders an als wir. Da das gesamte Schulwesen privat ist, wird es auf dem Wege der Selbstbestenerung erhalten. Im Jahre 1920 entfielen durchschnittlich auf jeden Kopf der Bevölkerung 50 Kronen, auf jede Familie 200 Kronen. Reiche Leute zahlten natürlich mehr, manche sogar bis 200 000 Kronen. —

Würde unsere deutsche Bevölkerung sich auch zu solcher Opferwilligkeit aufraffen können?

Einen Ausflug mit dem Zwecke, die Stadt Posen und ihre Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen, unternahmen vom 9. bis 13. Juli 16 Schüler des Deutschen Gymnasiums zu Sompolno unter Führung ihres Direktors und eines Oberlehrers.

Am Sonntag Abend erreichte man Posen, und die Pforten des Deutschen Gymnasiums an der Schützenstraße taten sich gastlich vor den Ankömmlingen auf. Ein Klassenraum und die nötigen Matragen, ferner drei Zimmer mit Betten wurden den Gästen durch Herrn Direktor Stiller freundlich zur Verfügung gestellt. Am anderen Morgen begann man mit der Besichtigung der Kreuzkirche, der ältesten evangelischen Kirche der Stadt Posen. Herr Pastor Greulich war ein überaus liebenswürdiger und sachkundiger Führer, der alle Einzelheiten der Bauart genau zu erklären wußte. Hierauf wurden Lehrer und Schüler in das schöne, künstlerisch ausgestattete Pfarrhaus eingeladen. Im geräumigen Musikzimmer genossen sie außer einem frischen Trunk ein ausgezeichnetes Konzert, welches Herr Pastor Greulich mit seinem jüngsten Sohn, der ein herrliches Cello meisterhaft spielte, ausführte. Mit herzlichem Dank schied man und eilte der Dominikel zu. Der Dom bietet indessen in künstlerischer Beziehung äußerlich wie innerlich wenig Bemerkenswertes. Geschichtlich interessant sind aber die Grabmäler verschiedener Erzbischöfe. Auch die berühmte goldene Kapelle ließ man sich aufschließen, hatte jedoch keinen besonders künstlerischen Eindruck. Weit schöner ist die Schloßkapelle des ehemaligen Kaiserschlosses. Diese konnte leider nicht besichtigt werden. Hierauf ging es nach dem alten Markt, wo das Rathaus betrachtet und von der unteren Plattform des Turmes die Stadt überschaut wurde. Im Innern bietet das Rathaus eine Anzahl prächtig ausgestatteter Räume. Im Jahre 1913 ist es innen und außen vollkommen wieder hergestellt und der alte Farblanz erneuert worden. Am Nachmittag wurde der zoologische Garten besucht.

Am folgenden Tage bewunderte man unter sachkundiger Führung die Schätze des Museums an der Aleje Marcinkowskiego (früher Kaiser Friedrich-Museum), die Werke des Künstlers Szymonowicz in verschiedener Technik sowie ein echter Nubens und das Original von Böcklins „Schweigen im Walde“ zogen besonders die Aufmerksamkeit auf sich. Ferner widmete man der Archäologischen Abteilung mit den vorgeschichtlichen Gräberfunden und der naturgeschichtlichen Sammlung einige Zeit. Hierauf wurde noch ein Rundgang um die Stadt unternommen. Man besuchte auch die Jesuitenkirche, welche im Innern mit viel Glanz und Prunk ausgestattet ist.

Der dritte Tag war ausgefüllt mit einem Ausflug nach Pudewitz. Nach kurzer Eisenbahnfahrt wurden die schönen Laubwälder der Umgebung aufgesucht, dort allerlei seltene Sumpfpflanzen betrachtet und schließlich am altslawischen Ringwall halt gemacht. Dies ist eine kreisförmige hohe Befestigung mit steilen Böschungen (Abhängen) nach außen. Oben befindet sich eine Vertiefung, in welcher die Slaven ihre Herden und Schätze beim Herannahen der Feinde verbargen. Von hier aus wurde über Berg und Tal der Rückweg angetreten, von Höhe 109 aus die Türme des Gnesener Doms erspäht und am Nachmittag Pudewitz, am Abend Posen wieder erreicht.

Am anderen Morgen nahm man mit herzlichem Dank Abschied von Herrn Direktor Stiller, dessen freundliche Fürsorge den Aufenthalt so angenehm gestaltet hatte, und eilte der kongreßpolnischen Heimat zu. In Gnesen hielt man sich noch einige Stunden auf, um den Dom zu besichtigen, dessen Inneres einen besonders schönen Anblick bietet.

Dichterehrung. Dem Juniest des „Auslandsdeutschen“ entnehmen wir: Mitte Mai fand im Geburtsort des schwäbisch-banatischen Dichters Adam Müller-Guttenbrun, in dem Dorfe Guttenbrun, im Banat (Rumänien) die feierliche Enthüllung einer Gedenktafel zur Ehrung des heimischen Dichters statt. Von weiter waren Gäste gekommen, u. a. als Vertreter des deutsch-sächsischen Volksrates Stadtprediger A. Schuster, als Vertreter der deutschen Volkspartei Prof. Dr. Speck, Sektionsrat Dr. Kauff, Volksschuldirektor J. Reinert u. a. m. Am Festtage versammelten sich bei 5000 Menschen vor dem Geburtshause des Dichters, wo verschiedene Redner seine Verdienste an der Weckung des schlummernden Volksbewußtseins priesen. Adam Müller konnte leider am Feste nicht teilnehmen, eine Herzkrankheit behinderte ihn daran. Dafür schickte er seinen Volksgenossen ein Begrüßungsschreiben in dem er seiner Freude, über das Erwachen des völkischen Gewissens bei jedem Heimatgenossen Ausdruck verleiht. Die Zeit der Gleichgültigkeit allen völkischen Gütern gegenüber ist nun vorbei. Der Schwabenstolz ist bei seinen Stammesbrüdern erwacht, seine (des Dichters) Stimme ist nicht mehr die Stimme eines Predigers in der Wüste. Das Banater Schwabentum hat sich selbst wieder gefunden. Als freie deutsche Bürger sollen alle in dem rumänischen Staat, auf dem von den Vorfahren erarbeiteten Boden, leben und sterben! Banat sei ihre Heimat Erde, es gibt für sie keine andere. Dem rumänischen Volk, das aus der Not und dem Leid der Jahrhunderte sich wieder zu einem freien Volke erhoben hat und dem seine Führer durch Annahme der Karlsburger Beschlüsse, wo allen Mitvölkern des rumänischen Staates volle Gleichberechtigung zugesagt wurde, ein unvergängliches Denkmal gesetzt haben, „sollen die Banater Deutschen volles Vertrauen entgegenbringen!“ Mit rauschendem Beifall nahmen die Festgäste den Inhalt des Schreibens auf. — Unvergleichlich sind die Verdienste Adams Müllers. Im Jahre 1852 in Guttenbrun geboren, hat er ein wechselvolles Leben hinter sich. Als Direktor des Raimund-Theaters in Wien entbrannte in seinem Herzen die heiße Liebe und Sehnsucht nach seiner Banater Heimat. Er sah, wie seine Landsleute des Unterrichts in der deutschen Muttersprache in Volks- und Mittelschulen beraubt, langsam der Entdeutschung anheimfielen, und dabei von den ererbten Sitten und Tugenden immer mehr abkamen. Das Herz blutete dem treuen Heimatkinde, aus seiner innerster Kraft rafft sich Adam Müller auf und will mit der Feder seinen bedrängten Volksgenossen zu Hilfe eilen. Um sein Volk bekannt zu machen mit der Geschichte der Ansiedlung und seiner Abstammung, schrieb er die Bücher „Der große Schwabenzug“,

„Barmherziger Kaiser“ und „Josef, der Deutsche“ In diesen Werken schildert Müller-Gutterbrun, wie die Armeen aus Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen, der Rheinpfalz, aus Hessen auf dem Donauflusse in die Banater Heimat kamen, wie sie unter unzähligen Gefahren, verheerender Krankheit u. a. leiden mußten, und wie sie trotz alledem die weitgebehten Sümpfe trocken legten, Waldungen rodeten und die blühenden Felder schufen. Aus seinen Dichtungen spricht überhaupt die nie erkochene Liebe zur Heimat. — Gabe uns Gott in unserer polnischen Heimat eben solche begabten, gottbegnadeten Dichter und Erzähler, die unseren Stammesgenossen das Herz für ihrer Väter treue und aufopfernde kulturelle Arbeit erwärmen möchten. Nächstens bringen wir zur Probe eine kleine Erzählung von Müller-Gutterbrun. L. S.

Ist das eine Wirtschaft? Uns wird geschrieben: Ein Familienvater schickte aus Amerika in einem Einschreibebriefe 20 Dollar für seine in Sompolino befindlichen 5 Kinder. Die Kinder erhielten denselben. Mit großer Freude öffneten sie ihn, und zwar in Gegenwart des Briefträgers. Was finden sie aber für ihre erwarteten 20 Dollar? Einen bolschewistischen Tausendrubelschein (!), der angeblich einen Wert von einer Mark hat. Ferner einen 250 Rubelschein und mehrere russische Zarentrubel, wie anderes Geld aus russischen Kreisen, ein Geld, welches des Aufhebens auf der Straße kaum wert ist! Wenigstens nicht für einen Menschen, der etwas kaufen muß! Ist das der Zweck der Einschreibebriefe? Der Brief ist erbrochen und sorgfältig verklebt; auf dem Umschlage ist eine Aufschrift, wonach der Brief in Amerika erbrochen sein soll. . . Ist das eine Wirtschaft? Volksgenossen, schreibt euren Verwandten, daß sie doch lieber das Geld durch die Post oder die Bank schicken. Wenn auch unsere Valuta so schlecht steht, Bolschewistenrubel bekommen wir dafür noch immer genug, die brauchen wir nicht aus Amerika zu bekommen. Dollars können wir auch noch dafür kaufen! Robert B.

Die Dürre. Aus allen Teilen Polens laufen Nachrichten ein von der ungeheuren Trockenheit, die sich besonders schädlich für das Wachstum der Rüben und Kartoffeln bemerkbar macht. Der gänzliche Mangel an ausgiebigeren Niederschlägen hat ebenso auch die Weiden außerordentlich geschädigt. Einen Hoffnungsstimmer bietet zum Glück die Tatsache, daß in den niedrig gelegenen Landstrichen, wie in Sandomierz, Lenczyne und in Rußland und an einigen anderen Stellen, die an sich feuchter sind, die Felder sich in einem guten Zustande befinden.

Wochenschau.

Inland. Es scheint nun doch die Entscheidung in Sachen Oberschlesiens bevorzustehen. Am 4. August soll der Oberste Rat zusammentreten. Sämtliche Vorschläge sollen geprüft und der beste, so wollen wir es hoffen, angenommen werden.

Im Lande ist durch die anhaltende Hitze ein schlechter Gemütsausfall zu erwarten. Die Kartoffeln und das Obst wollen auch nicht recht wachsen. Große Brände fanden wieder statt, so in Polen den 30. Juli. Begünstigt durch die Dürre der letzten Zeit entwickelte sich ein Riesensbrand auf dem Güterbahnhof in einer Länge von 250 und einer Breite von 30 Metern. Schuppen, Lagerplätze, Holzstoppelpflege, beladene Güterwagen, Tankwagen wurden ein Raub der Flammen, denen die wackere Feuerwehr erst nach 10stündiger saurer Arbeit Halt gebieten konnte. Der Schaden ist sehr groß. Auch das schwere Unwetter — Wirbelwind und Hagelschlag — hat in der letzten Woche großen Schaden an manchen Orten angerichtet. So im Nezegebiet. Alte Pappeln auf den Chaussees und Obstbäume in den Gärten

wurden entwurzelt, Dächer abgedeckt und Häuser gestürzt. Auch in Thorn setzte am 28. Juli ein schrecklicher Orkan mit einem einstündigen schweren Regenguß, vermischt mit Hagelschauer, ein. Durch den Orkan sind große Verwüstungen und ist ein großer Schaden hervorgerufen worden.

Die Ueberfälle im Lande werden immer frecher. In der Nacht des 29. Juli wurde auf eine Dampfziegelei in der Nähe von Zierz ein sehr frecher Banditenüberfall verübt, wobei viele Personen gemißhandelt und beraubt wurden. Zum Schluß spannten die Banditen 2 Pferde des Besitzers an einen und die Pferde eines nach Ziegelei gekommenen Landmannes an den andern Wagen, um in der Richtung nach Lody mit der Beute abzufahren. Noch frecher ist der Ueberfall auf Reisende erster Klasse während der Fahrt im Zuge in der Nähe Petrikau: 4 Banditen beleuchteten die Reisenden — 1 Frau und 6 Männer — mit elektrischen Taschenlampen, durchsuchten das Gepäck und die Taschen, nahmen Uhren, Ringe, Revolver, Zigarrentaschen und Sachen an sich und verschwanden. Unter den Bestohlenen befand sich auch der Korrespondent des Pariser Blattes „Excelsior“.

Die lieben „Oberschlesier“ haben sich in der letzten Woche wieder einmal — wir wollen hoffen das letztemal — ausgezeichnet. In der Nähe des Fabrikbahnhofes in Lody kam es gegen 10 Uhr abends zu großen Ausschreitungen, bes. gegenüber den Juden. Die Polizei erwies sich machtlos und Militär mußte einschreiten, um die nötige Ruhe wiederherzustellen. Gelegentlich einer ähnlichen Ausschreitung in Koluszki wurde auch ein amerikanischer Bürger, der nach Polen gekommen war, um Handelsinteressen anzuknüpfen, verprügelt.

Ein sehr unliebbarer Gast hat sich in Polen, und zwar zuerst in Wolkowisk und jetzt in der Hauptstadt Warschau angemeldet: Ein gewisser Stanislaus Zielinski wurde von einer plötzlichen Schwäche befallen und ins Krankenhaus gebracht, wo festgestellt wurde, daß Zielinski an der Cholera erkrankt ist. Gott bewahre uns vor dieser Landplage!

Die Schließung einiger Fabriken in Sosnowice wegen Arbeiterunruhen, die Wiederholung der Marktkrawalle besonders in Pommern, die Entlassung deutscher Angestellten in Bromberg und Posen, die Belästigung der Kurgäste aus Kongresspolen in Hohenalza, das Beibehalten einer starken Grenzkontrolle zwischen dem früheren preussischen Gebiet und dem früheren Kongresspolen, die Tagung der Zionisten Polens in Lody, — dieses alles erwähnen wir nur der Vollständigkeit wegen. Der Raum verbietet uns über diese Dinge ausführlich zu berichten.

Rußland. Hier herrscht das Chaos weiter. Die Nachrichten aus Rußland sind sehr aufregend. Bald heißt es: 20 Millionen Menschen leiden Hunger, ansteckende Krankheiten und Seuchen verheeren ganze Städte und Dörfer. . . Dann weiter: Rußland droht mit neuen Kriegen, besonders wird dabei Polens gedacht. . . Dann heißt es: Die Verbindung zwischen den Lokal- und Zentralbehörden ist abgebrochen. In vielen Gouvernements herrscht Anarchie und Willkür. Die Kubaner Kosaken erklärten einen harten Kampf an. . . Eins ist klar, daß es im heiligen Rußland noch lange nicht schön ist, und das versprochene bolschewistische Paradies noch weit ist. S. S.

Spanien hat seine liebe Not mit den aufständischen Marokkanern. In letzter Zeit mußten spanische Truppen sich zurückziehen und ganze Provinzen den Aufständischen überlassen. Sie hatten dabei große Verluste.

Amerika hat in der letzten Zeit an dem Frieden mit Deutschland gearbeitet. Die Verhandlungen zwischen den Vertretern Amerikas und Deutschlands nehmen einen günstigen Verlauf. Der endgültige Frieden ist bald zu erwarten.

England und Irland scheinen auch dem Friedenszustand näher zu kommen. Irland soll eine weitgehende Selbstverwaltung wie etwa Kanada (N.-Amerika) erhalten. Mit England soll es nur nach außen hin verbunden und nur einige Dinge, wie die Scheidung, Post, Rechtspflege sollen im ganzen Lande gemeinsam sein.

Es ist erreicht!

Immer lauter klingt mir das Lob entgegen über die Güte und Preiswürdigkeit meiner landw. Maschinen. Für den außerordentlich großen Kundentrieb, und um den aus allen Gegenden immer mehr einlaufenden Aufträgen zu genügen, habe ich mein Lager in allen

landwirtschaftl. Maschinen u. Geräten

vergrößert, und gebe diese weiterhin zu den niedrigsten Preisen ab.

Edmund Nitel, Lody, Betrikauerstr. 234

Die

Konstitution

zweisprachig (polnisch und deutsch) ist in der Geschäftsstelle der deutschen Sejmabgeordneten, Lody, Rozwadowska 17 zum Preise von Mk. 40.—, mit Postzustellung Mk. 46.— zu haben. Der Betrag ist vorher einzusenden.

Jeder Deutsche muß im eigenen Interesse die Verfassung genau kennen!

Fußharmonium

mit oder ohne Pedal, benutzt, in gutem Zustande zu kaufen gesucht. Offerten mit Preisangabe unter „Fußharmonium“ an die Schriftleitung erbeten.

Linke & Co.

Lody, Wysoka 9

vormals Rudolf Scholz

Asphalt- und Dachpappen-Industrie

Liefert und stets auf Lager:

prima Dachpappe, Klebemasse, Goudron, Teer, Antisepticum, echten Limmer Asphalt sowie hiesigen, und Gartenkies.

Übernimmt Dacharbeiten und Asphaltierungen.

Fünf- bis sechsstufige

Schulbänke

(Modell Bayerische Volksschule) zu verkaufen in der Tischlerei Lody, Gdarska 121.

Druck des Verlagshauses „Kompas“, Rawotstr. 26